

4.5.2014 | AUSGABE 18 K

NACHGEFRAGT

Grundeinkommen – ein fixe Idee?

Was der Unternehmer Götz Werner den Kritikern entgegnet



„Es beginnt immer mit einem Traum“, sagt Götz Werner. Denn „nur was wir träumen können, können wir auch denken, und nur was wir denken können, können wir auch wollen und letztendlich auch tun.“

Evangelische Zeitung: Herr Werner, was fasziniert Sie an der Idee des Grundeinkommens?

Götz Werner: Aktuelle Schiefen in unserer Gesellschaft wie Kinder- oder Altersarmut können wir mit der Grundeinkommensidee aus einer anderen Perspektive beleuchten. Und es eröffnen sich neue Möglichkeiten. Zudem fasziniert mich die Idee, weil ich immer wieder beobachten kann, dass sie Menschen emotional bewegt. Wer mit der Idee in Berührung kommt, beginnt tradierte, nicht mehr zeitgemäße Denkmuster infrage zu stellen. So stellt das Grundeinkommen die Kopplung von Arbeit und Einkommen infrage: Ist es noch zeitgemäß, dass unbezahlte Arbeit wie Erziehung oder Pflege in der Familie nicht als Arbeit anerkannt werden?

— Von Gegnern wird gerne eingewandt, dass Menschen von Natur aus faul sind und nur essen sollen, wenn Sie auch arbeiten. Was sagen Sie denen?

Meist frage ich mein Gegenüber, ob er selbst aufhören würde zu arbeiten, wenn er ein Grundeinkommen bekäme. Ich habe noch keinen erlebt, der diese Frage bejaht hat. Viele Menschen haben zwei Menschenbilder: ein gutes und edles von sich und ein nicht so schmeichelhaftes von ihren Mitmenschen. Die Liebe zu den Nächsten fällt oft schwer. Dabei kann jeder beobachten: Der Mensch ist ein Tätigkeitswesen und kein Tier, das zufrieden ist, sobald die Bedürfnisse gestillt sind. Warum sonst hören finanziell abgesicherte Menschen nicht auf zu arbeiten oder warum engagieren sich Menschen ehrenamtlich?

— Für wie realistisch halten Sie die Umsetzung sowohl politisch als auch finanziell?

Die Utopien von heute sind die Realitäten von morgen. Es beginnt immer mit einem Traum, mit einer Utopie – wie der Traum vom Fliegen. Nur was wir träumen können, können wir auch denken und nur was wir denken können, können wir auch wollen und letztendlich auch tun. Erst wenn genügend Menschen eine Idee denken und wollen, ist sie politisch umsetzbar. Die Finanzierungsfrage hängt vom Willen ab. Der Theologe Oswald von Nell-Breuning formulierte es so: „Alles, was sich güterwirtschaftlich herstellen lässt, lässt sich auch finanzieren unter der einzigen Bedingung, dass man es ehrlich und ernstlich will.“ Man kann auch sagen: Wer will, findet Wege, wer nicht will, findet Gründe.

— Prof. Götz W. Werner ist Gründer und Aufsichtsrat von „dm-drogerie markt GmbH“ in Karlsruhe; u.a. mit der Initiative „Unternimm-die-Zukunft“ engagiert er sich für das Grundeinkommen.

MELDUNG DER WOCHE

Jahrbuch Sucht Deutschland ist „Trinker-Paradies“

BERLIN – Beim Tabak- und Alkoholkonsum nimmt Deutschland international weiterhin einen Spitzenplatz ein. Laut dem in der vergangenen in Berlin vorgestellten aktuellen Jahrbuch Sucht trank im vergangenen Jahr jeder Deutsche 9,5 Liter Reinalkohol und damit nur geringfügig weniger als 2012. Im Durchschnitt wurden 105,5 Liter Bier, 20,4 Liter Wein und 5,4 Liter Spirituosen konsumiert. „Im internationalen Vergleich befinden wir uns auf einem dramatisch hohem Niveau von legalen Suchtmitteln“, sagte der Geschäftsführer der Deutschen Hauptstelle für Suchtfragen in Hamm, Raphael Gaßmann. Beim Alkoholkonsum liege Deutschland unter den Top fünf von 34 OECD-Staaten: Nur in Luxemburg, Frankreich, Österreich und Estland werde mehr getrunken. Illegale Drogen mit Ausnahme von Cannabis spielen dagegen in der Bundesrepublik mit vier Konsumenten auf 1000 Einwohnern im Vergleich eine untergeordnetere Rolle. Der Anteil der Raucher sei zwar seit einigen Jahren rückläufig, so Gaßmann. Aber noch immer rauchten 34 Prozent der 18- bis 64-jährigen Männer und über 26 Prozent der 18- bis 64-jährigen Frauen. (epd)

PRO & CONTRA | THEMEN DER ZEIT IM WIDERSTREIT DER MEINUNGEN

„...dann werden doch alle faul“

Oft hört man, das Bedingungslose Grundeinkommen verführe zur Faulheit – richtige Einschätzung oder Vorurteil?

Pro: In der Faulheit liegt eine Verheißung

Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen.“ So hielt der Apostel Paulus die Gemeinde in der griechischen Stadt Thessaloniki vom Nichtstun ab. Der Spruch fand viele Freunde. Leicht abgewandelt ließ der Genosse Stalin ihn 1936 sogar in die Verfassung der UdSSR schreiben. In Artikel 12 heißt es: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.“ Gerhard Schröder (SPD) erklärte als Bundeskanzler im April 2001 in der Bild-Zeitung: „Wer arbeiten kann, aber nicht will, der kann nicht mit Solidarität rechnen. Es gibt kein Recht auf Faulheit in unserer Gesellschaft.“ Und Wolfgang Schäuble, 1994 CDU-Fraktionsvorsitzender im Bundestag, erfand das Wort von der „sozialen Hängematte“.

Man sieht die faulen Nichtsnutze direkt vor sich, wie sie es sich mit Strohhut und kühlem Getränk zwischen zwei Bäumen bequem machen. Aber wer täte das nicht gern? Was ist daran so schlimm, auszuspannen, nichts zu tun, die Seele baumeln, die Gedanken wandern und die Zeit bis zur Langeweile lang werden zu lassen?

Vielleicht stören uns die Faulen so sehr, weil sie sich dem kapitalistischen Leitsatz „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen“ widersetzen und sich die Freiheit nehmen, bei

der Meditation über den Paulus-Satz auf neue Gedanken zu kommen, neue Ideen auszubrüten und vielleicht auf diesem oder jenen Weg eine berühmte Sentenz des Philosophen Theodor W. Adorno in die an sich selbst gerichtete Frage zu kleiden: Lebe ich das richtige Leben im falschen?

Vielleicht liegt in der Faulheit also eine Chance. Vielleicht werden viele Leute der Faulheit fröhnen, wenn ihnen gebratene Tauben in den Mund fliegen. Vielleicht hatte Paulus mit seinem Verdikt der Leistungsgesellschaft nur etwas nicht verstanden. Und vielleicht hatte jemand anderes als der Apostel, mehr als tausend Jahre früher, etwas richtig verstanden. Dem Mose ward versprochen, er werde sein Volk ins Gelobte Land führen, in ein Land, in dem es dem ganzen Volk gut gehen sollte, in ein Land, in dem Milch und Honig für alle fließen sollten.



Jochen Rudolphsen ist Redakteur der Evangelischen Zeitung in Hamburg.

VORURTEIL „FAULHEIT“

Vom Bedingungslosen Grundeinkommen hätte der Kirchenlehrer Augustinus nichts gehalten. Im 4. Jahrhundert brachte er es so auf den Punkt: „Man gibt Almosen, um der Not abzuwehren, aber nicht, um die Faulheit auf die Weide zu treiben.“ Schon damals hatte man also kein gutes Bild von Menschen. Und das hat sich bis heute nicht geändert: In Umfragen erklärten zwei von drei Befragten, sie würden auch mit BGE genauso arbeiten wie jetzt; jeder fünfte würde weniger oder etwas anderes arbeiten. Trotzdem behaupten 83 Prozent der Befragten im Gegenzug: alle anderen würden sich auf die faule Haut legen. Das Bedingungslose Grundeinkommen gibt es nirgends – aber die Vorurteile gegen Bezieher von Hartz IV sind allgegenwärtig: Die haben keinen Job, weil sie faul sind, erklärte jeder dritte Befragte (37 Prozent) bei einer Allensbach-Umfrage vor einhalb Jahren; 55 Prozent glauben, dass Hartz IV-Empfänger nicht selbst nach Arbeit suchen, und 57 Prozent, dass sie bei der Arbeitssuche zu wählerisch sind. Ansichten, die sich übrigens durch Fakten widerlegen lassen. Also, alles Vorurteil? Die Umfrage zeigt zumindest eins: Wie sehr Menschen in anderen Menschen nur deren schlechte Eigenschaften sehen. (jrb)

Contra: Menschen arbeiten nicht nur aus Finanz-Not

Ein zentrales Argument gegen das Bedingungslose Grundeinkommen (BGE) besagt, dass mit seiner Einführung viele Menschen aufhören würden zu arbeiten. Das setzt voraus, dass Menschen nur arbeiten, um ökonomische Not zu vermeiden – sie würden also aufhören, sobald diese wegfällt. Diese Annahme ist falsch: Menschen arbeiten auch, weil es ihnen Freude macht, weil sie Herausforderungen und soziale Kontakte suchen.

Natürlich gibt es Jobs, die keinen Spass machen, eintönig und einsam sind. Ein BGE gäbe Menschen, die zu solchen Tätigkeiten gezwungen sind, die Freiheit, nicht in solchen Jobs arbeiten zu müssen – das zwänge dazu, diese Tätigkeiten besser zu bezahlen. Das heißt aber nicht, dass sie nicht mehr arbeiten würden: Vielmehr hätten sie nun Zeit zur beruflichen Neuorientierung oder für andere, sinnvollere Tätigkeiten.

Wäre es schlimm, wenn eine Toilettenfrau sich mehr um ihre Enkelkinder kümmern könnte? Wenn wir dies nicht wertschätzen, liegt das an der Verkürzung unseres Begriffes von „Arbeit“ auf Tätigkeiten, die unmittelbar ökonomisch verwertbar sind.

Vom BGE wäre auch keine ökonomische Not zu befürchten. Das Grundproblem un-

erer Gesellschaften ist nicht Knappheit, sondern die ungleiche Verteilung des Reichtums. Bei uns ist ökonomische Knappheit künstlich erzeugt: Löhne werden niedrig gehalten, um möglichst hohe Gewinne einzufahren. Demgegenüber gilt es, mehr soziale Gleichheit zurückzuerobieren. Das ist in den vergangenen Jahrzehnten kaum gelungen: Die Ungleichheit wächst.

Das BGE wäre ein Kompromiss – es würde keine Gleichheit bringen, doch zumindest extreme Auswüchse abmildern, wo immer mehr Menschen (mit oder ohne Arbeit) Not leiden, während Gewinne weiter steigen. Es ist ein Gebot der Gerechtigkeit, alle Bürger am immensen gesellschaftlichen Reichtum teilhaben zu lassen. Ein BGE könnte das ein Stück weit erreichen – auch für die, die in individuellen Verhandlungen vielleicht nicht gut abschneiden würden.



Dr. Christoph Henning ist Habilitand im Fach Philosophie an der Universität St. Gallen.

Leben wie in der Urgemeinde

| THEMA DER WOCHE | Die Mitglieder der Basisgemeinschaft „Brot und Rosen“ teilen sich ihr Einkommen

Von Artur Fischer-Meny

HAMBURG – „Geld ist nie gerecht.“ Dieser Satz bleibt im Gedächtnis auch dann noch haften, als die Gastür des „Hauses der Gastfreundschaft“ schon längst ins Schloss geklickt ist. Er stammt von Birke Kleinwächter. Sie lebt hier in Hamburg-Bramfeld mit einer Handvoll Menschen zusammen, die ähnlich denken – und gemeinsam handeln. Das Streben nach persönlichem Reichtum und damit die Frage, wo das eigene Leben abgeblieben ist, wenn Eigenheim und Rente erbuckelt wurden – das alles haben sie und ihre Mitstreiter „ausgeknipt“. In der ökumenischen diakonischen Basisgemeinschaft „Brot und Rosen“ teilen sie sich zu fünf ihre Einkommen.

Das Konto läuft zwar auf eine einzige Inhaberin, aber eine Überweisung wird nie alleine gemacht, und immer zwei sind gleichzeitig unterschreibsberechtigt. Geld ist hier nur ein Thema am Rande, viel wichtiger ist das Streiten für Menschen, die in Armut leben oder auf der Flucht sind. Schon ihr T-Shirt macht das klar: „Kein Mensch ist illegal“ steht drauf, und man zweifelt keine Sekunde an ihrer Entschlossenheit, diesen Satz ins Werk zu setzen.

So wie den aus der Apostelgeschichte. „Keiner nannte etwas von dem, was er hatte, sein Eigentum, sondern sie hatten alles gemeinsam“. Dieser

Grundsatz der Urgemeinde ist auch fundamental für Dietrich Gerstner. Er sitzt im ebenfalls politisch bewegten „Lampedusa – here to stay“-Shirt mit Birke Kleinwächter am Tisch im gemütlichen Veranstaltungsraum der Basisgemeinschaft, die er vor über 18 Jahren mitgegründet hat. Damals sei es einfach gewesen, die Einkommen zusammenzuwerfen. „Der Vorteil war, dass wir alle wenig hatten“. Ein bisschen schmunzelt er. „Wir haben von der Hand in den Mund gelebt.“ Mit der Zeit entspannte sich das.

„Wir sind untereinander großzügiger geworden“ konstatiert Birke Kleinwächter. Inzwischen genehmigen sich die Gemeinschaftsmitglieder in den regelmäßigen gemeinsamen Sitzungen Urlaubsgeld, WLAN, eigenes Telefon, Opernabo oder Büchergeld – und ein monatliches Taschengeld von 200 Euro, die Kinder mit eingeschlossen. Denn auch sie „verdienen“ mit: durch Kindergeld und Zuwendungen aus dem eigenen Verein „Diakonische Basisgemeinschaft“.

Der 49-Jährige und seine 51-jährige Mitstreiterin arbeiten beide. Er als Referent in Teilzeit und sie im Minijob, dazu kommen weitere Einnahmen durch Tätigkeiten im Haus, aus der Vereinskasse und Spenden. So zahlen Einkommensgemeinschaft und Verein nach einem ausgeklügelten System die Miete beim Kirchenkreis, dem das Haus gehört.



Birke Kleinwächter und Dietrich Gerstner müssen mit einem Taschengeld von 200 Euro auskommen – der Rest landet in der Gemeinschaftskasse von „Brot und Rosen“. Trotzdem fühlen sich beide nicht arm: „Wir sind untereinander großzügiger geworden“, sagt Birke Kleinwächter.

Foto: Fischer-Meny

Montags kommt Essen von der Hamburger Tafel, auch ein Bioladen unterstützt sie. Und Kleidung, Computer oder Möbel? „Wir trauen uns, von Geschenken zu leben“, so Birke Kleinwächter. „Das Geld, das ich nicht ausbebe, muss ich auch nicht verdienen.“ Teilen und keine Statussymbole, die innere Leere überdecken: Dieses Geheimnis schafft große Freiräume.

„Reichtum hat mit Armut zu tun – nicht nur mit Leistung“

Dietrich Gerstner findet, dass das nicht nur hier im Mikrokosmos, sondern auch draußen klappen könnte. „Politisch und gesellschaftlich bin ich sehr für das Bedingungslose Grundeinkommen.“ Durch die dann eingesparte Kontrollverwaltung für Hartz IV und andere Leistungen würde für jeden

ein sozial-kulturelles Minimum refinanziert. Am Ende wären alle am gesellschaftlichen Leben beteiligt.

Allerdings dringen diese Ideale nicht immer auch bis zu den eigenen Kindern durch. Die finden das Modell zwar gut, das hier gelebt wird. Und Birkes 18-jähriger Sohn Jonas guckt auch gern die Kleiderspenden durch, die tolle Klammotten hergeben. Schwieriger wird es bei Nintendo-Spielekonsolen, Handys oder Geräten mit Apfel drauf. „Da haben die Kinder das ganz normale Verlangen.“ So hat Tochter Lea (15) gezielt auf ein Gerät hingespärt. „Die müssen halt in ihrer Peergroup klarkommen“, ergänzt Dietrich Gerstner mit Blick auf seine drei Jungs Joel, Elias und Daniel. „Sie sollen ihren Freiraum genießen können.“ So wie die Großen. Eigen-

ne Anschaffungen wie eine Gleitsichtbrille für Birke oder ein neues Bett für Dietrich und seine Frau Uta werden meist nach kurzer Diskussion durchgewunken. Dennoch: Es tut gut, sich nach etwas zu sehnen. „Wenn ich nicht die Fähigkeit habe, mich selbst als bedürftig zu erleben, dann habe ich es auch schwer mit Gottesnähe.“ Bleibt am Ende jedes Jahres etwas über, überlegen sie zusammen, was sie wohin spenden.

Denn reich fühlen sie sich hier auch so – an Leben, nicht an Geld. Das schadet im Übermaß. Oder wie es Gerstner formuliert: „Ich glaube zutiefst, dass Reichtum immer auch etwas mit Armut zu tun hat und nicht nur mit Leistung. Dann kriegt irgendjemand keinen angemessenen Lohn.“ So gilt der Satz vom Anfang: „Geld ist nie gerecht.“